

Die Zieme Welt

Nr. 14

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Eines Tages hatte Nesi in der Zeitung eine Anzeige gelesen, wo ein großes Modewarenhaus Blusenmâherinnen suchte. Dort wollte sie sich vorstellen. Ihre Arbeit ruhte jetzt beinahe ganz, und das Geschäft der Eltern ging täglich schlechter. Der rührige Konkurrent jagte ihnen die Stunden scharenweise ab. Der Vater wollte es nicht einsehen, daß die Schuld an ihm lag. Nesi konnte es nicht ändern, aber durch ihre Arbeit Geld verdienen und zur Bestreitung der Bedürfnisse beitragen — das wollte sie nach Kräften tun. Und jetzt bot sich gerade eine günstige Gelegenheit. In der stillen Zeit ein ganz erwünschter Ersatz für die in den Sommerfrischen weilenden Stunden.

Leider hatte sie die Zeitung erst nachmittags gelesen, und es war nicht ausgeschossen, dachte sie, daß sie zu spät kam. Doch sie wollte es auf alle Fälle versuchen und machte sich gleich auf den Weg. Ihre schöne Sonntagsbluse, ein Kunstwerk aus blauer, weißgeputzter Seide, packte sie sorgfältig ein, um sie als Muster für ihre Leistungsfähigkeit vorweisen zu können.

In dem großen, eleganten Geschäft wurde sie an den Direktor der Konfektionsabteilung gewiesen. Der erklärte zwar sofort, sie brauchten keine Blusenmâherinnen mehr, es hätten sich genug gemeldet. Als er aber die rasch von Nesi ausgepackte Arbeit gesehen hatte, nickte er anerkennend und sagte, vielleicht wäre der Herr nicht abgeneigt, sie solle sich an ihn selbst wenden. Und sie hatte in der Tat das Glück, daß ihre Arbeit oder sie selbst dem Chef gefiel, der es mit einer kleinen Probebestellung versuchte und ihr eine größere in Aussicht stellte, wenn die erste Lieferung dem Muster gleichkäme. Morgen sollte ein Bote in ihrem Hause Erkundigungen einziehen, und wenn sie vertrauenswürdig war, ihr gleich das nötige Material übergeben.

Freudestrahlend ging Nesi nach Hause. Langsam schlenderte sie durch die Rotenturmstraße. Es machte ihr Vergnügen, mitten unter den gepuderten, eleganten Damen zu flanieren, sich die prachtvollen Auslagen anzusehen und die neuen, dort ausgestellten Blusenmodelle zu besichtigen. Auch an den Toiletten, die die Damen trugen, ließ sich manches lernen. Für derlei Dinge hatte sie ein scharfes Auge und ein rasch auffassendes Verständnis. Außerdem war es sehr amüsant, die Blicke der bummelnden und an allen Ecken herumlungernenden, feischen jungen Herren auf sich zu lenken und zu beobachten, wie ihr diese müßigen Herrchen ganz

perplex ins Gesicht rasteten und manche sich geradezu die Häse ausreckten, um ihr im dichten Menschengewühl fest und unternehmend in die Augen gucken zu können.

Voll Uebermut genoß sie das köstliche Vergnügen, so bewundert zu werden. Die natürliche Eitelkeit des schönen, lebenslustigen Wiener Mädchens fand hier in diesem Strom von Eleganz, Müßiggang und Sucht nach Tändeln dem Zeitvertreib so ganz nach Wunsch ihre volle Befriedigung.

An der Ecke einer Seitengasse stante sich plötzlich die Menschenmenge. Ein Motorfahrzeug war gerade in der Kreuzung stecken geblieben. Der Herr sprang ab, schraubte, drehte die Nurbel, klopfte, blies, hämmerte und rüttelte am Ventil, schob das unheimlich pustende, zischende und einen blauen, übelriechenden Dampf ausstoßende Ungeheuer — umsonst, es tickte und rumorte zwar vielversprechend in ihm, doch der Faulpelz beharrte auf seinem Recht, sich für heute und vielleicht für längere Zeit genügend müde gelaufen zu haben und nicht weiter zu können.

Die Umstehenden, deren Zahl stetig wuchs, lachten, kicherten, grinsten und machten jene bissig witzigen Bemerkungen, die in solchen Augenblicken aus der Menge blitzschnell herausgeboren werden, mit verblüffender Treffsicherheit und bezeichnendem Humor.

Nesi lachte und gaffte mit und unterhielt sich ausgezeichnet. In dem dichten, undurchdringlichen Menschenknäuel begannen sich bereits zwischen den Vertretern beider Geschlechter zarte Bande zu knüpfen, und auch Nesi befand sich schon mitten in einem Kreis junger Herren, die von ihren Ellbogen ausgiebigen Gebrauch gemacht hatten, um sich zu dem auffallend hübschen jungen Mädchen hindurchzuschlingeln. Während sie auf die leise herausgeirrten Zweideutigkeiten der jungen Lebemänner schlagfertig und laut ihre abtrumpfenden Antworten gab und dadurch das beifällige Gelächter der nächsten Umgebung und beschämtes Erröten der beim Wildern ertappten Flaneure hervorrief, betrachtete sie den verunglückten Automobilisten, der ihr sehr bekannt vorkam. Jrgendwo hatte sie ihn schon gesehen, doch sie wußte nicht, wo sie ihn hintun sollte.

Zu selben Augenblick hörte sie plötzlich von der Fahrbahn her laut ihren Namen rufen. Sie blickte auf und sah einen Herrn rasch von einem vorbeihumpelnden Omnibuskasten ab-

springen und sich, rücksichtslos Rüsse ansetzend, zu ihr vordrängen.

Es war Greifeneder. Er schüttelte ihr kräftig die Hand und erkundigte sich freudestrahlend nach ihrem Befinden. Nun wart er einen Blick auf den unerschwilligen Urheber seines glücklichen Zusammentreffens mit Weis und brach im selben Moment in ein lautes Gelächter aus.

„Ja, Herr von stolb!“ rief er launig. „Sie sind's? ... Mir scheint, das Viecherl wird nimmer läufig. Zu viel Benzin werden S' ihm halt zum Zausen geben haben. Nehl hat's an Mensch von dem W'anken und kann sich net rühren. Geben S' acht, daß 's net ganz trepiert!“

Lautes Lachen der Umstehenden. Mit dankbarer Heiterkeit sahen sie den lustigen Herrn an, der mit seinen gelungenen Späßen die ganze Gesellschaft unterhielt.

Stolz brummte und lächelte verlegen, Greifeneder ließ aber nicht locker. „Wissen S' was, Herr von stolb,“ sagte er mit großem Ernst. „'s W'achteste wär ich wähl ein Mittel, wie S' auf der Stell weiter könnten.“

„Nol Win neugierig. Hab schon alles probiert.“

„'s beste wär halt, Sie setzen sich in ein Fiaker.“

Stolz rief einen wütenden Fluch aus, die anderen lachten. Nun begann sich die Menge zu zerstreuen, und diesen Moment, ehe andere Neugierige zuströmten, bemalte Greifeneder, um sich, Nesi an der Hand mit sich ziehend, aus dem Knäuel hinauszuwinden.

Unter lautem, fröhlichem Gelächter erzählte ihm Nesi den ganzen Hergang, während sie dem Stefansplatz zuschritten. Greifeneder hörte aber gar nicht zu. Er nickte teilnahmslos und richtete seine ganze Aufmerksamkeit darauf, in dem lebhaften Menschengewühl, in dem er immer ausweichen mußte, so gut wie möglich an Nesis Seite zu bleiben. Sie kamen langsam vorwärts.

„Jetzt sagen S' mir aber,“ bemerkte Nesi plötzlich, „warum haben Sie sich so lang net anschauen lassen, Herr von Greifeneder, ha?“

Er errötete leicht. „No, keine Zeit net!“ sagte er gezwungen. Er fürchtete, sie mußte ihm die Lüge ansehen. Bis heute hatte er sich tapfer gehalten und war trotz aller Versuchungen, die ihn täglich überkommen hatten, seinem Vorsatz, nicht mehr hinzugehen, treu geblieben. Aber heute abends war er am Ende

seiner Widerstandskraft gewesen. Mitten auf einem Geschäftsgang hatte ihn die Sehnsucht nach Nesi so heftig gepackt, daß er plötzlich umkehrte, den Geschäftsgang verschob und in einen gerade vorbeiratternden Omnibus sprang, um zu Nesi zu fahren. Nun hatte er sie zufällig auf dem Wege getroffen, das sagte er als gutes Vorzeichen auf.

„Warum fragen S' denn, Fräul'n Nesi?“ fügte er mit einem hoffnungsvoll lauernenden Blick hinzu, „is 's Ihnen denn net alles eins, ob ich komm oder nicht? . . . Ihnen liegt ja gar nix dran!“

„Is net wahr, Herr Greifeneder!“ rief sie lebhaft. „Wenn Sie kommen, is 's ja immer so unterhaltlich —“

„Wirklich, Fräul'n Nesi?“ Er schrie es jubelnd heraus. „Und Sie — Sie unterhalten sich gern mit mir?“

Sie sah ihn übermütig lächelnd an. „Jetzt wollen S' gar ein paar Komplimenter von mir hören. Aber nix deutsch! Eine Dame macht einem Herrn keine Komplimenter! Die müßten Sie mir sagen, mein lieber Herr Greifeneder!“

„Aber Fräul'n Nesi, mit Vergnügen! . . . Also passen S' auf!“

„Nol Ich paß auf wie ein Gastelmacher.“ Aus ihren Augen sprühte der Uebermut. „Also, jetzt strengen S' Ihnen an!“

„Alsdann, Fräul'n Nesi — Sie haben Ganterl wie a — no, fällt mir grad nix ein — die schönsten Ganterl, die ich in mein Leben g'sehen hab, und Fußerl — dito, und ein Golscherl, das —“

„Nol, nol!“ Ihre weißen Zähne blühten im Mund, der sich zu einem leichten, anmutigen Lächeln geöffnet hatte. „Da bin ich neugierig, was da wieder heraustritt.“

„Ein süßes Zuckergolscherl haben S' zum Abpuffeln, Fräul'n Nesi!“ rief er mit allem Mut, den er besaß. „Gleich auf der Stell tät ich's probieren.“

„So? Täten S' das? . . . Da g'hören aber zwei dazu, mein lieber Herr Greifeneder! . . . Haben S' das net g'wußt?“

Er wußte nicht recht, zürnte sie ihm oder machte sie Spaß. Doch ihr lautes Gelächter, das sie jetzt, ganz lustig gestimmt, erschallen ließ, beruhigte ihn. Nun wagte er's, seinen Arm unter ihren zu schieben. Sie entrüstete sich nicht, wie er's befürchtet hatte, sondern verlegte ihm mit komisch ernstem Gesicht einen leichten Klaps auf die Hand.

„Pst! Hand von der Butten!“ sagte sie streng, lachte aber dabei. „Mir is so heiß genug! . . . Ah!“ Sie fächelte sich mit dem Häkchen, das sie trug, Kühlung zu und fuhr sich dann mit dem Taschentuch über das glühend rote Gesicht.

Sie waren am Stefansplatz angelangt. „Was glauben S', Fräul'n Nesi,“ bemerkte Greifeneder, von einer plötzlichen Idee erleuchtet, „jetzt tät Ihnen ein G'frorenes schmecken, net? A bißl a Abkühlung, was? 's is wirklich eine niederträchtige Hiß! Gehen wir vielleicht gleich da ins Kaffeehaus 'nein. — Ja?“

„O ja, bitte!“ sagte Nesi bereitwillig. „Zu'm Kaffeehaus war ich noch nie.“

Viele Menschen saßen auf der Terrasse, Herren und Damen, und tranken Kaffee oder schlürften Eis und schwatzen und lachten, lasen Zeitungen oder langweilten sich. Es war ein Gewirr verschiedener Sprachen, das da hinter den Feueranken wirbelte, fremde, seltsam klingende Idiome drangen an Nesis Ohr, dazwischen das traute Wienerisch und das steife, affektierte Hochdeutsch, das sie immer zum Lachen reizte. Dankbar blickte sie zu Greifeneder auf, als er sie fragte, ob es ihr hier gefalle. Sie nickte stumm, mit glücklichem Gesicht, wie ein Kind, dem man eine Mäscherei gekauft hat.

Auf dem Heimwege sprach er lustigen Unsinn und zärtliche, girrende Koseworte, wie

es ihm seine Stimmung eingab. Nesi, die alles, was er sagte, für launigen Spaß hielt, ließ fortwährend ihr frisches, helles Lachen erklingen, und schürte dadurch noch mehr die Flammen, die in ihm glühten. Er verschlang das junge, reizende Mädchen mit seinen gierigen Blicken. Die Leute sahen mißbilligend dem seltsamen Menschen nach, der gar kein Schamgefühl hatte und sich auf offener Straße so verliebt benahm.

Er kümmerte sich nicht darum. Er sah und hörte nur Nesi, die neben ihm ging und ihn heute so glücklich gemacht hatte. Nun konnte er auch hoffen, daß es ihm doch gelingen würde, allmählich ganz von ihrem Herzen Besitz zu nehmen. Heute durfte er daran glauben. . . .

Jetzt mußte er sich aber verabschieden. Er hatte noch im Bureau zu tun und dann einige Geschäftsgänge zu machen. Lange hielt er ihre Hand fest. Sie traten ins Haustor, noch in einem übermütigen Wortgeplänkel begriffen. Er sah ihr zärtlich, mit trunkenem Blick in die Augen.

„Erinnern S' Ihnen noch, Fräul'n Nesi, was ich Ihnen auf dem Stefansplatz g'sagt hab von Ihrem Golscherl?“ fragte er mit hastig zitternder Stimme. Sein Gesicht brannte, die unstill wandernden Augen funkelten.

Sie lachte laut auf, es klang spöttisch, als wollte sie sagen: „Ich hab keine Angst; was ich nicht will, geschieht auch nicht.“ „Nol, wenn S' Ihnen alles so gut merken,“ rief sie neckisch, „erinnern S' Ihnen auch noch, was ich dazu g'sagt hab, ha?“

„O ja, daß zwei dazu g'hören, einer, der puffelt und eine, die 'puffelt wird.“

„A nein, mein lieber Herr Greifeneder! So ist das net! Eine, die sich puffeln laßt, g'hört dazu.“

Doch schon hatte Greifeneder das junge Mädchen am Kopf gepackt und einen glühenden Kuß auf ihre Lippen gedrückt. Seine ganze ungestillte, lodrende Sehnsucht flammt in diesem Kuß auf. Nesi war es, als würden ihr die Sinne umnebelt, so tanzte ihr alles vor den Augen. Willenlos erwiderte sie den Kuß, ohne zu wissen, was sie tat. Doch im nächsten Augenblick machte sie sich mit einem ungestümen Ruck von Greifeneder los und rannte, von dunkler Blut übergossen davon, ohne sich zu verabschieden.

Quälende Scham nagte und boherte in ihr. Sie hatte sich küssen lassen, von einem fast unbekanntem Mann, einem wildfremden Menschen, der ihr gar nichts war. . . . Und sie hatte den Kuß erwidert. Wie ein Laumel war es über sie gekommen. „So schlecht bist du!“ schrie es in ihr auf. Heiß und bitter lag es noch auf ihren Lippen. Nie mehr würde sie diese Schmach wegwischen können. . . . Mitgeküßt hatte sie, wie im Rausch, als liebte sie ihn. . . . Und es war doch nicht wahr, sagte sie sich mehrmals. . . .

Was wohl Bieder dazu sagte, wenn er es gesehen hätte, dachte sie unwillkürlich. . . . Ein heftiger Schreck durchfuhr sie. . . . Warum ihr gerade Bieder eingefallen war? . . . Der Gedanke an den Fernen trieb ihr nochmals die Schamröte in die Wangen.

Atemlos kam sie zu Hause an. Naam, daß sie sich Zeit nahm, der Mutter vom günstigen Ergebnis ihres Ganges zu erzählen. Beim Essen berührte sie keinen Bissen. Es sei ihr zu heiß, sagte sie zur Mutter, sie habe sich so müde gelaufen und wolle auch bald ins Bett.

Vor dem Schlafengehen setzte sie sich noch ans Fenster und blickte hinüber auf Frau Wondrascheks Wohnung. In der Kammer brannte Licht. Aber Bieder war es nicht, der dort hauste. . . . den würde sie dort nie wiedersehen. . . . Herrgott, fiel es ihr wieder ein, wenn Bieder das wüßte, wie würde er sie mit seinem Spott verfolgen. . . . Und mit seiner Verachtung. . . . Und recht hätte er. . . .

Drüben war heute der neue Mieter eingezogen. Ein baunlanger Mensch mit ernstem Gesicht, sie hatte ihn schon gesehen. . . . Sie schloß die Augen. Ihr war es, als sähe sie Bieder aus der Türe treten und spöttisch lächelnd auf sie zukommen. . . .

9.

Mit wüstem Kopfe erwachte Nesi am nächsten Morgen. Sie hatte die ganze Nacht nur wenig geschlafen, unruhige, ungewohnte Gedanken und Gefühle hatten sie gepeinigt. Heiß hatte das Blut durch die Adern getobt und in stürmischen Wellen an die Schläfen gepoche. Kalt und wieder glühend hatte es sie überlaufen und ihren Körper in Ermattung gesenkt, in der sie dann endlich eingeschlafen war. Aber es war ein bleierne, dumpfer Schlaf gewesen, wie die Betäubung nach einem wuchtigen Schlag auf den Kopf.

Und nun beim Erwachen stand es plötzlich fest in ihr: Sie wollte es ihm heute sagen, wenn er kam. Sie sehe ihn ganz gern, unterhalte sich auch gern mit ihm, er sei ihr ein lieber, schätzenswerter Freund, und sie wollte gute Kameradschaft mit ihm halten. . . . aber mehr nicht. Er solle daher keine Dummeitern machen und sich vernünftig benehmen. Er sei besser, gleich zu wissen, woran man war. Darum sage sie es ihm aufrichtig, wie es steht. Er werde ihr gewiß einmal für ihre Freimütigkeit dankbar sein. . . . Ja, so wollte sie zu ihm sprechen. Solche Szenen durften sich nicht wiederholen, nie wieder!

Mit Ungeduld wartete sie den ganzen Tag auf Greifeneder. Sie ärgerte sich darüber, daß auch die Mutter fortwährend von ihm sprach. Erst heute fiel es ihr auf, daß die Mutter so großes Interesse an ihm nahm. Das hatte sie bisher nie beachtet. Herrgott im Himmel, redete sich am Ende auch die Mutter ein? . . .

Unwirksam erwiderte sie auf Frau Wendels Frage, ob sie denn nicht wisse, was mit Greifeneder sei — daß sie etwas anderes zu tun habe, als sich um den Herrn Greifeneder zu kümmern. Was gehe denn sie der Greifeneder an? . . . Wenn die Mutter es durchaus wissen wolle, bemerke sie höhnisch, solle sie ihn selbst fragen, wenn er vielleicht heute komme.

Aber Greifeneder kam nicht. Nun ärgerte sich Nesi, daß er sich so wenig um sie kümmerte. Nach dem Abendessen ging sie in den Hof, um mit Fanni zu plaudern. Die Eltern zankten sich wiederum und machten einander Vorwürfe wegen des schlechten Geschäftsganges. Immer gab es jetzt Streit, wenn der Vater zu Hause blieb und Greifeneder nicht da war. Wenn er mit dem politisieren konnte, gab er wenigstens Ruh.

Bis hinaus hörte man den Lärm. Zum Glück war außer Fanni niemand im Hof. Und die saß so versunken auf der Bank neben ihrer Wohnungstüre, daß sie auch durch die Posaunenstöße des jünsten Gerichtes, dachte Nesi, aus ihren Träumen nicht geweckt worden wäre. Trotzdem ging Nesi ans Fenster, klopfte an die Scheiben und rief zu den Eltern hinein, sie sollten sich doch schämen und kein solches Geschrei machen. Das wirkte. Die Mutter ging senkend in den Laden, und der Vater nahm leidig Hut und Stock und begab sich ins Wirtshaus, um sich dort über die Widerwärtigkeiten des Ehelebens und die Respektlosigkeit der Kinder zu trösten.

„Guten Abend, Fanni!“ sagte Nesi und setzte sich auf die Bank neben das junge Mädchen. „Pst!“ machte die andere und legte den Zeigefinger an den Mund. Aus der Kammer drangen eigentümliche Laute hervor, wie das nächtliche Verhalten einer Mode, von der nur mehr undeutliche Bruchstücke, wie aus weiter Ferne, an das Ohr des Zuhörers klingen. Der Schauspieler studierte eine Rolle. Noch ein paar

kräftig herausgesprochene Worte, scharf akzentuiert, jedes einzelne wie ein abgeschossener Pfeil — dann wurde es plötzlich ruhig. Nach einer Weile kam er heraus, sich mit einem Taschentuch die Stirne trocknend.

„Grüß Sie Gott, Herr Brandow!“ begrüßte ihn Fanni sofort und sah mit ehrfürchtiger Scheu an seiner schlanken Gestalt hinauf. „Sehr schön war's, was S' da deklamiert haben.“

„Ja, gefiel es Ihnen, mein Fräulein?“ erwiderte er lächelnd in der skandierenden Schauspieleraussprache. „Brandow, Fritz Brandow,“ sagte er, sich mit einer höflichen Verbeugung zu Nest wendend.

„Die Nest kennen S' noch net?“ sagte Fanni. „Also das is meine Freundin aus'm Haus —“

„Oh, vom Sehen hatte ich schon das Vergnügen. Das Fräulein wohnt hier schräg gegenüber?“

„Ja,“ sagte Nest schlichtern. Sie hatte noch nie im Leben mit einem Schauspieler gesprochen.

„Herr Brandow —?“ bemerkte Fanni zaghaft, kaum, daß sie sich zu fragen traute. „heut haben S' den ganzen Tag studiert; immer das nämliche. Müssen S' denn des alles auswendig kennen, Herr Brandow?“

„Sollte wohl, liebes Fräulein. Nun, es kommt allerdings manchmal vor, daß man etwas vergißt, dann ist der Souffleur da. Aber im ganzen und großen soll man seine Rolle kennen.“

„Das wär ich aber net imstand,“ rief Nest voll Bewunderung, „da krieget ich gleich Kopfschmerz, wenn ich so viel lernen müßt.“

„Ach, das ist nicht so schlimm, Fräulein.“ Er lächelte diskret. „Es geht schon. So gefährlich ist ja die Sache nicht. Sehen Sie, als ich noch in Berlin war und nur Bedientenrollen gab, da hatten wir so 'nen Kollegen, der sogar 'n ziemliches Renommee besaß, und der Mann war nicht imstande, sich 'n Wort zu merken. Der spielte nicht anders als knapp vor dem Souffleurkasten —“

Ein leises Bittern überlief Nest, als sie von Berlin sprechen hörte. „In Berlin waren S'?“ rief sie, Brandow ins Wort fallend, „haben S' da vielleicht den Herrn Bunder gekannt, der was vor Ihnen da g'wohnt hat?“

Doch kaum war es heraus, da fühlte sie schon, was für eine Dummheit sie da gesagt hatte. Dunkelrot erglühten ihre Wangen, als Brandow ihr höflich erwiderte, daß er doch schon seit sechs Monaten in Wien sei. Außerdem sei ja Berlin viel größer als Wien, und es hätte daher ein großer Zufall sein müssen, wenn er mit diesem Herrn Bunder zusammengetroffen wäre.

Nest schämte sich. Wie ihr nur so etwas hatte einfallen können! Und ehe sie sich noch recht überlegt hatte, entfuhr ihr schon wiederum die Frage, ob in Berlin für Mechaniker günstige Verdienstgelegenheit vorhanden sei. Der Herr Bunder wäre nämlich Mechaniker und sei nach Berlin gegangen, weil er hier seinen Posten verloren hätte.

Ein gütiges, verständnisvolles Lächeln flog über Brandows offenes Gesicht. Er zog ein Notizbüchlein aus der Tasche und trug Binders Namen und Beschäftigung ein. „So,“ sagte er, als er damit fertig war, „vielleicht werde ich für Bunder etwas tun können, Fräulein, bis ich wieder nach Berlin komme.“

„Sie gehen fort, Herr Brandow?“ fragte Fanni leise und richtete einen langen Blick aus ihren träumerischen, umschleierte Augen auf ihn.

„Sawohl, Fräulein,“ klang es fest zurück. „Im Herbst. Ich habe ein vorteilhaftes Engagement dorthin bekommen.“

Frau Wendel steckte den Kopf zum Fenster hinaus und rief, daß sie schlafen gehen wolle.

Nest solle den Baden zusperrern und auch zu Bette gehen. Es sei schon zehn Uhr vorüber.

Widerstrebend folgte Nest dem Ruf der Mutter. Sie wäre noch gern geblieben, um mehr über Berlin zu erfahren. Vor allem interessierte es sie, in welcher Weise dieser Brandow Bunder behüßlich sein konnte. Er sah doch selbst wie ein armer Teufel aus, der Hilfe brauchte. Wenn man in so einer elenden Parterrekammer wohnte, war man sicherlich nicht in der Lage, anderen beizustehen. Einen Schauspieler hatte sie sich immer ganz anders vorgestellt. . . . Trotzdem war ihr der Gedanke angenehm, daß Bunder wenigstens im Herbst jemand haben würde, der sich seiner annähme. . .

Am nächsten Tage kam Greifeneder, lächelnd, siegesbewußt, in köstlicher Laune. Ein kleines Vaselett duftender roter Rosen hielt er in der Rechten und überreichte es Nest mit zärtlich innigem Blick.

„Die Rose — der Rose; der Rose — die Rose,“ sagte er mit stolzem Gesichtsausdruck.

Frau Wendel schmunzelte befriedigt und war in ihrem Inneren überzeugt, daß Greifeneder nicht nur ein reicher und lieber, sondern auch ein sehr gebildeter Mensch sei. Sie sah ihn bewundernd an. Das mußte sie sich merken, was er da gesagt hatte. Gleich bei der nächsten Gelegenheit wollte sie's der Thomas und der Kondraschel erzählen, was für schöne Rosen der Herr Greifeneder ihrer Tochter gebracht hätte und wie schön das war, was er dazu gesprochen hatte. Und im stillen sagte sie sich immer wieder seine Worte her, die er ihr beim Überreichen der Blumen zugestüstert.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Eisenschmiede.

Ein Lehrgedicht aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

Von F. Frohme.

Die Eisenindustrie hatte im 15. Jahrhundert eine große Umwälzung erfahren. Zu den Anfang dieses Jahrhunderts fällt die Erfindung des Eisengusses und der Uebergang zum Hochofenbetrieb. Der Ausgangspunkt dieses bedeutenden technischen Fortschritts bildete die Benützung des Wassers als Betriebskraft bei der Eisenbereitung. Hauptächlich in zwei Richtungen wurde die Wasserkraft nutzbar gemacht: zur Bewegung eiserner Hämmer beim Ausschmieden der Luppen und zur Bewegung der Blasebälge. Diese entscheidenden Vorteile, welche die Wasserkraft gewährte, gaben die Veranlassung, daß sich die Eisenindustrie von den Höhen der Berge, aus der Einsamkeit der Wälder, in die Täler zog, wo an Stelle zahlreicher kleiner Schmelzfeuer stattliche Oefen mit Hüttengebäuden, Wasserrädern, Blasebälgen, Hochwerken und schweren Hämmern entstanden, in denen das Eisen in großen Massen im Vergleich zu den armseligen Rennfeuern der Waldschmieden gewonnen und verarbeitet wurde. Es entstand der Fabrikbetrieb, die eigentliche Eisenindustrie. Allerdings nur langsam vollzog sich diese tief einschneidende Umwandlung. Ihr entgegen stand die alte Gewohnheit, die Bequemlichkeit des alten Verfahrens und die Kostspieligkeit der neuen Anlagen. Aber immer mehr verbreiteten sich die neuen Eisenwerke, die alten Waldfeuer immer mehr in entlegene, unwirtsame, verkehrsarme Gegenden zurückdrängend. Um das Jahr 1500 war der Sieg des neuen Verfahrens über das alte, der Sieg des Hochofenbetriebes über den Rennwerksbetrieb im Prinzip errungen.

Aus dieser Zeit stammt das erste literarische Erzeugnis, das diesen neuen Hüttenprozeß besingt und verherrlicht, ein „Von der Eisenschmiede“ betiteltes Lied des Nikolaus Bourbon, der der Sohn eines Eisenhüttenbesizers von Wandewre (einer Stadi

in der Champagne am Flüsschen Warfe) war. Er schildert in poetischer Form in einem lateinischen Gedicht, das 1517 in Paris gedruckt wurde,*) die Erinnerungen seiner Knabenzeit, die er im elterlichen Heim auf der Eisenhütte, wo er die Arbeiten des Vaters und seiner Arbeiter beobachtete, daran teilnahm und sie lieb gewann, verbracht hatte. Danach hatte er sich wissenschaftlichen Studien gewidmet. Mit liebevoller Wärme entwirft er ein anschauliches Bild des väterlichen Eisenwerkes, wobei ihm der erzieherische Zweck der Belehrung vorschwebte.

Nikolaus, der Gott des Feuers, beruht und schweißbedeckt, wie wenn er eben den Schmiedeherd verlassen, in Begleitung von drei seiner Gesellen, Entlophen, erscheint ihm im Traum, redet ihm mit strafenden Worten ob seiner Untätigkeit an und erteilt ihm folgenden Rat:

„Ich will, daß Du Deine Verse dazu weihest, diese Schmiede zu besingen, und daß Du auf diese Art allen Menschen, die es noch nicht wissen, die Kunst der Gewinnung des Eisens lehrest, dieses Metalls, so verderblich und doch gleichzeitig so kostbar; des Eisens, das die Quelle so großen Segens und so großen Unheils ist, des Lebens und des Todes! Nur mit seiner Hilfe kann man ja den wilden, unskultivierten Boden bearbeiten, um ihn fruchtbar zu machen für reichliche Ernten für die Menschen: die Wälder, die Weinberge, von denen man die wilden Schößlinge wegschneidet, damit sie von neuem in frischem Grün erstehen und sich mit Frucht bedecken. Mit dem Eisen baut man die Häuser, durchschneidet man den harten Felsen: es ist jedem menschlichen Bedürfnis von Nutzen. Aber andererseits dient es zum Männergott, zu unseligen Kriegen, zur Rache, und geschleudert von Kriegsmaschinen und von Menschenhand dient es, den schrecklichen Tod zu beschleunigen.“

Nikolaus beschwört bei seinem Zorn den Dichter, auszuführen, was er ihm befohlen. Und nun nimmt das Gedicht folgenden Fortgang: Auf dem Gebiete von Wandewre gibt es einen Platz, worauf eine Eisenhütte sich befindet. Sie liegt am Ufer des Flüsses Warfe, mitten in Wiesen und in der Nähe eines hohen Turmes, den einst vandalische Krieger errichtet haben, wie dies die Geschichte und aufgefundenen Momente uns lehren. Hier ist, wie ich sagte, der Platz, wo die Eisenhütte liegt; hier ist es, wo mein Vater Bourbon die Arbeit leitet. Zu nächst wählt er sich Arbeiter aus, die es verstehen, Wälder zu fällen, lange Mühe zu ertragen und die Art zu führen. Diese führt er in den Wald. Die Steineische, die sich leicht fällen läßt, die wilde Eiche, sowie die anderen Eichenarten, die Steineiche, die Fichte und die Buche, Baumarten, die schon den Alten zur Feuerung gedient haben, stürzen krachend unter den Streichen der Art. Der ganze Wald hallt davon wider; Haufen von Holz erheben sich nach allen Seiten hin. Der erfahrene Holzhacker schon das Unterholz, der unwissende hackt die Stochpalme mit, der Buchs lehnt sich auf; denn die Kohle, aus diesen Hölzern gebrannt, ist zu nichts nütze; und wenn man sie anzünden will, so prasselt sie auf, wie das Holz des Lorbeers, wirft eine leuchtende Flamme und erlischt rasch; die Arbeit aber läßt nach und der Arbeiter schäumt vor Wut. Hat man nun gefunden, daß die Menge des geschlagenen Holzes genügt, so beginnen die Waldbewohner, arme Leute, nur schlecht bekleidet, aber stets zufrieden mit ihrem Los und geübt, Beschwerden zu ertragen, das Holz zu messen, und die Holzhacker

*) In der deutschen Literatur hat das Gedicht seither Erwähnung gefunden unter teilweiser Uebersetzung von Professor Ledebur in dem „Zahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen für 1881“. Sodann mit vollständigerer Uebersetzung in dem 1893 bis 1895 erschienenen großen Werk von Dr. Ludwig Beck „Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung“, zweite Abteilung.

jählen die gefällten Stämme; sie befeuern sich alle, zu prüfen und die genaue Zahl aufzunehmen, damit sie sich nicht irren bezüglich der Maße, die sie meinem Vater abliefern, und daß andererseits mein Vater nicht mehr bezahlt, als sie verdienen.*) Jetzt sucht ein jeder einen entblößten, völlig trockenen Platz, denn die Kohle brennt sich nicht gut auf feuchtem Boden und verzehrt sich zu Asche. So sucht auch der geschickte Arbeiter die hochgelegenen Plätze aus, um das Holz auf völlig trockenem Boden aufzurichten. Dann baut er einen Holzstoß auf an ungeheurer Masse, breit und rund an der Basis, aber wie eine Pyramide abschließend. Als bald bedeckt er dessen Oberfläche mit Eichen- und Buchenblättern, dann mit schwarzer, schwerer Kohlenlöse; so ist das Holz, das davon bedeckt wird, nicht mehr der Luft ausgesetzt. Wenn der Augenblick gekommen ist, das Feuer anzulegen, bedient man sich einer engen Oeffnung, die drunter durchläuft und mit Sorgfalt hergestellt ist, die einen Kanal inmitten des Meilers bildet und dazu dient, das Feuer anzulegen. Sobald dies geschehen, verschließt er die Oeffnung hermetisch mit Blättern und balliger Erde, so daß weder Wind noch Luft eindringen können. Das Feuer kriecht, indem es mit der Luft in Verbindung zu treten sucht, langsam, aber vergeblich in das Innere, wobei sich sein Fortschreiten durch lautes Geräusch bemerkbar macht. Säulen von Dampf steigen auf, dicht und schwer, von durchdringendem Geruch. Es ist nötig, daß der Arbeiter sieben Tage und Nächte wacht, damit die Kohlen ruhig gebrannt werden, daß er die Regen vorausbeachte und den Wind, der von Süden bläst (Nöhn), was der Anblick des Himmels sei, und daß er die Sterne beobachte. Er lasse sich nie täuschen durch den Fuhrmann (Sternbild) und sein träges Gewpann, noch durch Orion, welcher die Regen vorausagt, er ferne vollständig die verschiedenen Phasen des Mondes. Während sich das Brennen der Kohle vollzieht, kann sich der Köhler von Zeit zu Zeit ausruhen am Fuße des Meilers. Sobald der Hahn seinen Morgengesang ertönen läßt, kommt seine Frau, um ihn bei seiner Mühe zu unterstützen; sie bringt ihm Knoblauch, Salz, Zwiebel, Del und einen Schlauch Landwein, sowie ein Stück fetten Specks. Sie wacht einige Nächte, um dem ermüdeten Gatten Gesellschaft zu leisten, fürchtet nicht teilzunehmen an der Mühe der Nachtwache, sorgt für seine Ruhe, bereitet ihm sein Lager, reinigt seine Hütte (für deren Einrichtung er zuvor sorgen muß). Nach Verlauf von sieben Tagen ist das Kohlenbrennen vollständig zu Ende geführt; das Feuer flackert ab. Dann deckt man den Meiler ab mit der Hülse von Harken, das Holz erscheint und hat seine vollständige Umwandlung erfahren. So erscheinen die Holzblöcke, die noch kurze Zeit weiß von Farbe und feucht waren, jetzt schwarz und trocken; indes sind sie nicht vermindert durch die Einwirkung des Feuers, ändern nur die Farbe und bekommen neue Eigenschaften. Jetzt muß der Fuhrmann kommen (denn der Regen schadet der Kohle), der sie mit Pferd und Wagen bis nach der Behausung des Eisenschmelzers hinführt.

Und nun wollen wir reden von der Arbeit der Bergleute, und meinen Bemerkungen über sie, die mir, trotz meiner Jugend, nicht entgangen sind. So nennt man nämlich die Arbeiter, welche nach unendlicher Mühe und langer Zeit es dahin bringen, die Eisenerze an die Oberfläche zu schaffen, die, ohne Unterlaß grabend, in die Eingeweide der Erde dringen, um dort die Eisenadern zu finden, die in der Tiefe verborgen sind, und die das Metall emporziehen mit Hilfe eines Seiles und einer Maschine, die sich in sich selbst dreht. Ihr könnt nun wohl fragen, wie ich es wissen kann, durch den bloßen

*) Es scheint also Affordarbeit üblich gewesen zu sein.

Anblick des Blases, daß er Eisen enthält? Die Köhler, selbst die Bauern wissen es, denn die rote Farbe zeigt es an, und es gibt keinen so unfruchtbaren Boden, wo man nicht Eisen finden könnte. Aber merkt Euch, was in der Regel das Erz besserer Güte anzeigt, das ist, daß es viel wiegt, dessen Farbe ins gelbliche spielt und daß es im Bruche funktelt; dann kann man seiner Güte gewiß sein, und wird sich, wenn man es schmilzt, in seiner Hoffnung nicht täuschen; dann dürfen wir auch eines großen Ueberflusses an Eisen versichert sein. Was aber das Erz betrifft, das von leichtem Gewicht ist und von blasser Farbe, solches wird vom Feuer verzehrt wie Mist und läßt im Ofen nichts zurück, als eine Masse fremder Bestandteile, trotz der Hilfe von Blasebälgen, die dabei nichts nützen können.

Nun muß man das ganze Erz der gewöhnlichen Operation, der Wajhung, unterziehen; ist es zu dick und zu sehr gemischt, so legt man es erst auf Kohlen, um es zu brennen;* nachdem es hier nach in kleine Stücke zerbrochen ist, wäscht man es in einem Wasserlauf, der zu diesem Zwecke hergerichtet ist, alsdann wird es zu dem Aufgange am Fuße des Ofens getragen. Am dem Ufer des Flusses Barje liegt der Hochofen, wie man ihn nennt, in quadratischer Form, massiv aufgeführt, aus gewöhnlichen Steinen, inwendig aber aus sehr harten Sandsteinen gebaut, welche in bewunderungswürdigem Grade der Zerstörung durch die Flammen und die Hitze zu widerstehen vermögen. Zwei ungeheure Blasebälge aus Ochsenhaut speisen von der Mündung aus den Ofen und gehorchen einem Rade, welches unauhörlich vom Wasser gedreht wird. Sie bewegen sich und blasen einer nach dem anderen, indem sie abwechselnd sich füllen und entleeren, und ihre Bewegungen folgen mit großer Gleichmäßigkeit aufeinander. Vor dem Ofen steht der Schmelzer; der läßt geschickt das Eisen, welches „Gusseisen“ genannt wird, aus dem Ofen fließen, verlangsamt oder beschleunigt die Bewegung der Bälge, entfernt mit eisernen Haken die Schlacken und regelt die Blut des Feuers; er sondiert das gereinigte Eisen von dem ungereinigten und wacht Tag und Nacht, abgehärtet durch die Arbeit, und an alle Mühsale gewöhnt; wie man sagt, schläft er kaum eine halbe Stunde und seine Mühe hört in den zwei Monaten, die man das Eisen in dem Inneren des Ofens läßt, nicht auf. Auf ihm ruht es, die Blasebälge zum Auswechseln der ersten, wenn sie dienstuntauglich geworden sind, instand zu halten und die Hitze zu erneuern und das Feuer zu unterhalten. Da strömen feurige Eisenbäche aus dem Ofen, das geschmolzene Metall fließt unter zischendem Geräusch, Flammwirbel und Rauch ausstoßend, welcher bis zu den Gestirnen sich zu erheben scheint. Während der Arbeit unterstützt ein zweiter Arbeiter den Schmelzer; der hat die Aufgabe, frische Kohlen und Erze in den Ofen durch eine weite Oeffnung zu schütten, sobald ein leerer Raum dort entstanden ist. Dieser Arbeiter verharret stets oben auf dem Ofen, wie ein treuer Wächter. Er hat um sich her Arbeiter, welche zuvor die Formen machen, von runder und hohler Gestalt aus Lehm; dann gießen sie das Eisen in diese Form hinein und gießen selbst (unerhörtes Wunder) Bomben (so nennt man diese höllischen Werkzeuge, dämonische Erfindungen, Zeugnisse der Wut und des Zornes der Götter, schreckliche Waffen, welche Vulkan zum erstenmal den Deutschen in die Hände gegeben hat); außer diesen gießen sie Mörtel, welche dazu dienen, die Mauern niederzuwerfen und die Städte und Festungen bis auf ihre Fundamente zu vernichten. Ähnlich dem Blitz, der die Flammen und das Feuer trägt, schleudern diese furchtbaren Maschinen Bomben, deren Wirkung ähnlich der des Donners ist.

*) Unter diesem Brennen ist zu verstehen: rösten, mürbe machen.

Das Eisen, welches aus dem Ofen kommt, nennt man noch nicht reines Eisen. Bald wird es durch einen anderen Arbeiter der abermaligen Einwirkung des Feuers unterworfen und in einem Ofen ein zweites Mal gereinigt; der macht es genugsam weich, damit es die Gestalt von Luppen annimmt. Alsdann erscheinen geschickte Arbeiter, es zu glätten und auszustrecken. Sie haben einen ungeheuren Eisenhammer, der durch die Gewalt des Wassers getrieben wird. Sie erhitzen das Eisen noch einmal, indem sie es mit starken Zangen ergreifen und in die Mitte des Feuers halten, um es, wenn es auf Weißglut erhitzt ist, in die Gefäße, zu diesem Zwecke vorgerichtet, zu tauchen. Hat das Feuer durchgewirkt, so bearbeitet man es mit klüchtigen Hammerschlägen. Die ganze Umgegend, Luft, Berge und Wälder hallen davon wider bis in ihre innersten Tiefen. Dann kann man die Eisenstücke in überraschender Weise sich ausdehnen und die Form langer, dünner Schüre annehmen sehen; man könnte es für Wachs halten.

Wenn nun das Eisen gut geschmiedet und ausgeschlagen ist, war es die Pflicht meines Vaters, es zum Wochenschlusse sorgfältig abzuwägen. Alsdann sieht man den Köhler, den Blasarbeiter, den Schmelzer, die Schmiede rasch heraneilen; sie versammeln sich freudig zur Empfangnahme des festgesetzten Lohnes und freudig verlassen sie meinen Vater. Mein Vater, um nicht Gefahr zu laufen, irgendeinem den rechtmäßigen Lohn zu schmälern, führt ein Buch über den Verdienst jeglichen Arbeiters; er will weder jemand betrügen, noch von ihnen betrogen sein. Solcherart weiß er genau, was einem jeglichen zukommt. Die Arbeiter, wenn sie das Geld in der Tasche haben, kommen nun zusammen, um die Mühsale, die sie erlitten, in der Freude eines Mahles zu vergessen. Wein und Fröhlichkeit beleben sie. Dieser trinkt seinem Nachbar zu, welcher gierig an einem Knochen nagt; jener ist zur Erde gesunken, von Schläfe übermannt und ermüdet von dem schlechten Wein, den er getrunken. Das Haus erschallt von ihrem Geschrei; eine unerhörte Verwirrung greift Platz; sie schwätzen die verschiedenartigsten Dinge durcheinander. Die Becher fliegen durchs Zimmer, Schlägereien entstehen, wobei Tische umgeworfen werden und oft Blut fließt. Solchen Aufregungen pflegt sich die ländliche Bevölkerung zu überlassen, wenn der Wein sie irre führt. Die Folge dieser Ausschweifung aber ist, daß ein einziger Tag die Früchte der Mühen verzehrt, welche sie Tag und Nacht zu ertragen hatten, und sie aufs neue in lange Dürftigkeit versetzt. Aber warum erstaunen? Tun sie doch nichts, als die Gewohnheiten und Sitten der Großen nachahmen! Denn wenn die Hirten schlafen, verirrt sich die Herde. Aber täuschen wir uns nicht: ich will ja nicht sagen, daß ihre Gabier schläft; denn nichts läßt sich vergleichen mit ihrem Fleiß und ihrem Eifer, ihre Einkünfte zu vermehren, die Ungerechtigkeiten zu verteidigen, welche keinen anderen Zweck haben, als das arme Volk in ihr Garn fallen zu lassen und zum Opfer ihrer verbrecherischen Mänke zu machen. Doch welche Unklugheit! Warum armer Bourbon, sprichst Du Dich aus über diese kühne Freibererei? Warum, Unsinniger, suchst Du Dir nicht die Gunst der Großen zu fangen?"

Man sieht, der Dichter der „Eisenschmiede“ hat sich nicht übel auf sozialpolitische Kritik verstanden, gerichtet gegen die herrschenden Klassen seiner Zeit, die dem „gemeinen“ Volke schlechtes Beispiel gaben und es zu unterdrücken bemüht waren. Es war in jener Zeit, da Bourbon lebte, schon eine bedeutende politische Leistung, die Großen der Ungerechtigkeit, verbrecherischer Mänke, der Gabier und Freibererei zu beschuldigen. —



Kinderreigen. Nach einem Gemälde von Othmar Ruzicka.

Der Pentateuch im Lichte der Kritik.

Von J. Stern.

Rein Sterbenswörtchen erfahren die Schüler in den Volksschulen, und zum großen Teil auch der höheren Schulen, beim Unterricht in der Bibel, der noch immer offiziell ist, von den Forschungen und Ergebnissen der kritischen Richtung. Kein Wunder daher, daß in den weitesten Kreisen zwar der Inspirationsglaube erschüttert, aber die Meinung noch immer festgewurzelt ist, die literarischen Erzeugnisse, die in ihrer Gesamtheit als „Bibel“ (d. h. „Buch“ par excellence) bekannt sind, wären das Werk derer, deren Namen sie tragen, und einheitlichen Charakters und Geistes. Und doch ist dieser naiven Meinung längst der Garau gemacht worden von der Bibelkritik, die sich zur ansehnlichen wissenschaftlichen Disziplin entwickelt hat, und zwar als Zweig der Theologie, obzwar dieselbe eigentlich in das Fach der Literaturgeschichte gehört; was noch immer einigermaßen als Fußfessel dieser Wissenschaft wirkt. Die Popularisierung einiger wesentlichen Errungenschaften dieser Forschung liegt nicht allein im Interesse der Aufklärung; dieselben sind auch interessant genug, um das große Publikum damit bekannt zu machen. Hier soll hauptsächlich der Kopf dieser Literatur in Betracht gezogen werden, der „Pentateuch“ (die sogenannten „Fünf Bücher Moise“), bei dem ja die Kritik zuerst eingeseht hat.

Es erging diesem Werk ähnlich wie den weltberühmten beiden Epopöen (dichterische Erzählungen auf geschichtlicher Grundlage) der Griechen „Ilias“ und „Odyssee“. Das Altertum und noch die späteren Jahrhunderte schrieben diese wunderbaren Gesänge dem einzigen Homer zu, der um 1000 v. Chr. gelebt haben soll. Erst der große deutsche Philologe F. A. Wolf (1759—1824) hat 1795 nachgewiesen, daß sie von verschiedenen Hapsoden (fahrende Sänger) aus verschiedenen Zeiten und Gegenden stammen, daß sie sehr ungleichartig seien, und dann von einer geschickten Redaktion zusammengefügt wurden und das Gepräge eines einheitlich abgerundeten Werks erhielten. Homer selbst wurde als geschichtliche Person bezweifelt. Das schnitt den zeitgenössischen Homer-Enthusiasten ins Herz. Es war ihnen, als zerschlug jemand ein herrliches plastisches Kunstwerk in Stücke. Leidenschaftliche Kontroversen entspannen sich darüber, man fiel über den bösen „Wolf“ her, der den köstlichen Homer „zerriß“, und selbst die Dichterdioskuren in Weimar machten ihrem Unmut Luft in der bekannten Kenie von den Göttinger Würstchen. Heute ist die Wolfsche Ansicht allgemein als unbestreitbar anerkannt.

Der Pentateuch, das Epos der Hebräer, wie er wohl bezeichnet werden darf — nur daß er in Prosa abgefaßt ist und daß ihm überdies geschichtliche Abschnitte einverleibt sind — galt gleichfalls fast zweitausend Jahre lang als das einheitliche Werk des Moses, des angeblichen Führers und Gesetzgebers des Volkes Israel, dem überdies alles von Gott oder dem heiligen Geist eingegeben oder gar diktiert worden sei. Wir wissen heute, daß die historischen Partien des Buches, auch diejenigen, die keine übernatürlichen Wunder enthalten, Volkssagen oder Dichtungen sind, wenn auch vielleicht einzelnes Geschichtliche zugrunde liegen mag, und daß Moses selbst eine sagenhafte Figur ist. Wir wissen auch, daß der Pentateuch kein Werk aus einem Guß ist, sondern zusammengesetzt aus vielerlei Partien aus verschiedenen Jahrhunderten und Gegenden und verfaßt von Autoren mit sehr verschiedenen, zum Teil widersprechenden Anschauungen und Tendenzen; daß diese Stücke vielfach überarbeitet, abgeändert resp. verfälscht wurden, und daß er mehrere Redaktionen durchgemacht hat, bis er die jetzige Gestalt erhielt.

Während Moses chronologisch um 1500 v. Chr. anzusehen wäre, steht jetzt fest, daß die Schlussredaktion des Pentateuch frühestens zirka 400 v. Chr. von Schriftgelehrten in Jerusalem vollzogen wurde, und wahrscheinlich ist noch in späterer Zeit, sogar noch im 3. Jahrhundert, allerlei nachträglich korrigiert worden.

Es läßt sich denken, daß der Kampf um die Einheitlichkeit des Pentateuch und seinen mosaïschen Ursprung noch viel hitziger und erbitterter geführt wurde, als um Homer. Stand ja das kirchliche Interesse auf dem Spiel. Nicht bloß die streng Orthodoxen, der ganze Chorus jüdischer und christlicher Gläubigen schrie Zeter, als die ersten schüchternen Zweifel sich hervorwagten, und der Fanatismus machte alsbald mobil gegen die verruchten Umstürzler. Erklärt ja der Talmud (Sanhedrin 99a) jeden als Ketzer und spricht ihm die ewige Seligkeit ab, der den mosaïschen resp. himmlischen Ursprung auch nur eines Buchstabens des pentateuchischen Textes, ja selbst der kalligraphischen Verzierungen leugnet. Nur zwei helle jüdische Gelehrte des spanischen Mittelalters machten in ihren Schriften versteckte Andeutungen über einige Stellen als spätere Einschübel.

Erst im 17. Jahrhundert begann die Kritik aufzutauchen. Ihr genialer Bahnbrecher war der französisch-reformierte Theologe A. Capellius († 1658). Hervorragend unter den ersten Vertretern der Pentateuchkritik ist der Philosoph Spinoza in seinem berühmten „Theologisch-politischen Traktat“. Von ihm sagt Cornill („Einleitung“, 5. Aufl., ein vorzügliches Werk, das in folgendem mehrfach benützt ist): in geradezu klassischer Weise werden da der Disziplin Aufgabe und Ziel gewiesen und mit genialer Intuition viele ihrer wichtigsten Resultate vorweggenommen. Wesentlich gefördert wurde die Wissenschaft im folgenden Jahrhundert durch Herder († 1803), der in den Geist der hebräischen Poesie tiefer als irgend ein Vorgänger eindrang und ihre ästhetischen Vorzüge eigentlich erst entdeckte. Aus dem 19. Jahrhundert ist besonders zu nennen der „gewaltige Reder“ S. Ewald († 1875), einer von den rühmlich bekannten „Göttinger Sieben“, die gegen den Verfassungsbruch des Königs von Hannover so tapfer protestierten. Der Siegeslauf der kritischen Richtung konnte von Rückschlägen durch orthodoxe Pseudoforscher wie Hengstenberg († 1869) nicht aufgehalten werden. Von ihren zahlreichen neueren Vertretern nennen wir den Holländer A. Rünen († 1891) und die Deutschen R. S. Graf († 1869), J. Wellhausen, B. Stade, E. Raußsch und den bereits erwähnten Cornill.

Ein neuestes, ganz vorzügliches Werkchen, das über vieles bisher Dunkle neue Aufschlüsse gibt und die welthistorische Rolle des Pentateuch einleuchtend aufhellt, ist das bei J. C. V. Mohr-Tübingen kürzlich erschienene Heft 3 der II. Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“: „Die Bücher Moises und Josua“ von Adalbert Merg.

Unter den vielen und vielerlei Bestandteilen, aus denen der Pentateuch — wozu die neuere Kritik auch das Buch Josua rechnet, weshalb sie vom „Hexateuch“ (Sechsbuch) spricht — besteht, sind besonders größere Schichten hervorzuheben, die nebeneinander und übereinander gelagert sind, ganz wie geologische Schichten, ineinander verarbeitet und mit späteren Zusätzen und Korrekturen versehen wurden. „Man mag sich das in der Weise vorstellig machen, als ob in eine Mauer Stücke mehrerer zerfallener Statuen eingemauert wären. Beim Abtragen der Mauer findet man diese Stücke, eine Gruppe ist weißer, eine andere roter Marmor, eine dritte Porphyrr, und dazu kommen noch viele Mauersteine und Zement. Nimmt man die Bruchstücke nach den Farben und Stoffen zusammen, so hat man die weißen Fragmente und die roten und die Porphyrrstücke, und in jeder Gattung Beine, Arme, Köpfe, abgebrochene Hände, Finger, Teile der

Brust und des Unterleibs, und die Möglichkeit der Neuzusammenfügung ist gegeben. Hier und da wird auch etwas fehlen, das die Bauleute weggeworfen oder abgehauen haben, aber das Gesamtbild läßt sich wieder herstellen und die fehlenden Gliederstücke nach den vorhandenen ergänzen.“ Dann bleiben noch die Mauersteine und der Zement zu untersuchen, die dann ebenfalls ihre eigene Geschichte und ihren Ursprung erzählen usw. (Merg.)

Als ältestes legislatives Stück haben wir nicht, wie allgemein geglaubt wird, die Zehn Gebote, sondern drei Kapitel im zweiten Buch (Exodus, 21—23) anzusehen, eine Sammlung von Gesetzen, die das bürgerliche Leben und in kurzen Grundzügen auch den Knitus behandeln. In diesem sogenannten „Bundesbuch“, welches auffallende Parallelen zu dem vor wenigen Jahren erst aufgefundenen Kodex des großen Babylonierkönigs Samurabi aufweist, haben wir offenbar einen Niederschlag des altisraelitischen Gewohnheitsrechts. Dessen schriftliche Kodifizierung geschah erst nach der 975 erfolgten Teilung des unter David und Salomo vereinigten Reiches in das größere nördliche Reich Josef-Ephraim und das kleinere südliche Reich Juda. In jene Zeit fallen auch die Anfänge der Geschichtsschreibung, worin besonders deutlich die im Nordreich entstandenen Partien von den im Südreich entstandenen durch allerlei Verschiedenheiten, Widersprüche, in denen die Tendenz der partikularistischen rivalität mitunter stark hervortritt, sich unterscheiden.

Das südliche Reich hat seinen nördlichen Rivalen (722 durch die Assyrer erobert und zerstört) um 184 Jahre überlebt. Es wurde erst 588 durch die Babylonier mit seiner Hauptstadt Jerusalem erobert und zerstört. 33 Jahre vorher vollzog sich eines der wichtigsten Ereignisse für die Geschichte Israels, die sogenannte Kultusreform unter dem König Josia von 621. Auf Grund eines angeblich von einem Priester Hilkia im Tempel gefundenen Buches, das bei seiner Verlesung einen erschütternden Eindruck auf König und Volk machte, wurde alles Heidenische beseitigt und zerstört, der Kultus erhielt einen rein jehovistischen Zuschnitt und alle Kultushandlungen wurden auf den Tempel zu Jerusalem konzentriert, ganz im Geiste des Deuteronomium, wie das fünfte, letzte Pentateuchbuch heißt (2. Buch der Könige, 22 u. 23).

Man hat schon vielfach einen literarischen Betrug angenommen, nämlich daß jener Priester das von ihm selbst und vielleicht Mitarbeitern verfaßte Buch für ein altes mosaïsches ausgab. Indessen legt die Ähnlichkeit der deuteronomischen Gesetzgebung mit jenem älteren „Bundesbuch“ nahe, daß dieses, das bis dahin verborgen gewesen, von dem Priester Hilkia überarbeitet und in die Redeform, durch welche das Deuteronomium sich von den ersten vier Büchern unterscheidet, umgegossen wurde. Als „Bundesbuch“ wird in der angeführten Stelle wirklich auch das aufgefundenene Buch bezeichnet. Kurz, es steht so viel wie fest, daß eine kleine Partie des Deuteronomium, die man als Urdeuteronomium bezeichnet und die den wesentlichen Teil der Kapitel 12 bis 26 ausmacht, den Grundstock des Pentateuch bildet, seinen Kristallisationskern, woran sich alles übrige, Gesetze, Erzählungen, Reden und Gedichte, nach und nach angeschlossen, doch nur zum geringen Teil nach alten Traditionen und Aufzeichnungen; so daß im Laufe der folgenden Jahrhunderte das „Fünfbuch“ entstand, das wir kennen. Das geschah größtenteils durch die Priester, und zwar schon in Babylon während des Exils, und sodann nach der Rückkehr 536 und dem Wiederaufbau des Tempels, und ganz besonders unter den beiden sehr priesterlich gesinnten Männern Esra, der, selbst Priester, 458 mit einem zweiten Zug zurückkehrte, und Nehemia, der 444 den Bau der Mauern Jerusalems bewerkstelligte und leitete.

(Schluß folgt.)

Die verfluchte Stelle.

Erzählung von Ilse Frapan.

(Fortsetzung.)

Mit Verwunderung und Mißtrauen sah Tigran im schwankenden Laternenlicht die langen, langen Reihen unformlicher Stesselnwagen und sah, wie die aneinander gepoppelten auf leichten Anstoß in jenes hallende Masseln gerieten, das sie von weither gehört. Und dann kam ein pfeifendes Sausen, und Tigran schloß sich plötzlich an der Schulter gepackt und zurückgerissen. Dicht an ihm vorüber schoß mit glühenden Augen etwas Drohend-Gewaltiges, Dunkles, Unheimlich-Lärmendes -- schoß vorüber und ächzte, dröhnte, knarrte, und dann stand vor seinen erschrockenen Augen eine Mauer, da, wo eben noch freies Feld gewesen war. Das war der Miese mit dem Generatem. Schrecklicher konnte der im Märchen auch nicht sein. Tigran sprang zurück und bekrenzte sich zitternd.

Aber Ambarzum stieß ihn lachend vor sich her und sprach mit plötzlich auftauchenden, sonderbar aussehenden Leuten in einer fremden, unverständlichen Sprache.

Er trieb ihn ein paar Stufen hinauf, hinein in einen Kasten, so eng, so heiß, so voller fremder Menschen!

Dort zog er sich schein und ängstlich zusammen, und bald versekte der schaukelnde Gang des Wagens ihn in Schlaf.

Sie fuhren die ganze Nacht.

Wenn der Zug hielt, laute befehlende Worte draußen erschallten, das rasselnde Zuschlagen der Türen, der durchdringende Pfiff bei der Weiterfahrt ertönte, und schnelle Lichter an ihm vorüberfuhren, dann erwachte Tigran, zitterte und sah stehend und fragend nach Ambarzum hinüber. Aber Ambarzum hatte sich ganz zusammengekrümmt, sein Kopf mit dem kurzen dichten Bart war versteckt, wie das Huhn seinen Kopf unter dem Flügel versteckt; ihn weckte weder der Lärm draußen noch die Stöße des wieder in Gang geratenden Wagens.

Heller Tag war es, als sie Baku erreichten.

Schon seit einer Stunde war Ambarzum erwacht, aber er war verdrießlich, gähnte und dehnte sich in dem überfüllten Wagen.

Tigran vermochte den Traum nicht von sich zu schütteln. Es war die erste Nacht, die er fern von dem elterlichen Dache zugebracht. Der Lärm, der auf ihn eindrang, als sie den Wagen verließen, das Menschengewühl, die graue Einförmigkeit, all diese fremden Laute -- denn auch Ambarzum sprach russisch, um mit seiner Kunst zu prahlen -- erschienen dem armen Knaben der freien Berge wie böse Vorpiegelungen feindseliger Geister. Er stand furchtsam, mit zusammengeknürter Kehle, ließ sich stoßen und drängen und als plagbeengendes Hindernis schimpfen. Als er aber eine Reihe Männer mit blanken Säbeln an der Seite erblickte, die auf die Leute einschrien und wild das Gesicht verzerrten, da faßte er nach Ambarzum's Armel und wollte zurück, er wollte umkehren. Zurück, wenn auch in den schrecklichen Kasten, und fahren, fahren bis in die grüne Steppe, und eilig, mit großen, weiten Schritten zurück über die Steppe, über die Vorhügel, vorbei an den Winterställen, vorbei an der Quelle und hinauf nach Asaij. Sein Bündel abwerfen, sich ins grüne Gras strecken, süßes Wasser trinken und der Mutter erzählen, wie schrecklich es gewesen dort unten in der düsteren, großen Stadt.

Ambarzum hörte nicht auf ihn, er riß ihn kopfschüttelnd mit sich fort. Bei den Gastfreunden Ambarzums, wo sie den Tag zubringen wollten, würde sich Tigrans Beängstigung schon legen. Es ging ja allen so, die aus den freien Bergen nach Baku kamen.

Aber Tigran erholte sich den ganzen Tag nicht. Seine großen, sanften, schwarzen Augen starrten sehen auf alles. Er konnte nicht schlafen vor Weh, er öffnete kaum die Lippen bei den fremden Leuten, zu denen Ambarzum ihn geführt. Sein Kamerad sprach für ihn, armenisch und russisch, meistens russisch, weil er sich zeigen wollte vor Tigran. Aber Tigran hörte nicht, er wollte nicht einmal hören. Heim wollte er, zurück nach Asaij. Traurig, finster kroch er in den dunkelsten Winkel, damit ihn niemand beachte. Wider seinen Willen führten sie ihn dann mit hinaus auf die Straße: sie wollten ihm die Stadt zeigen, ihm und Ambarzum, der sich hier schon einmal umgesehen hatte.

Für Tigran war alles wie ein Wirbel, die grauen Straßen, wo die Leute -- und wieviel Leute! -- liefen, als würden sie gejagt, der Lärm, der Wind, die Häuserberge zu beiden Seiten, das Wagengerassel, die hohen Mäure, aus denen es schwarz und atemerstickend wehte, der Staub, der in ewiger Bewegung in der Luft herumsuhr und wie Schnee gehäuft an den Treppen und Ecken lag. Verämbung hatte sich auf ihn gelagert, die nur dann ein wenig nachließ, als sie den Lärm hinabstiegen und vor sich eine weite, graue Ebene erblickten.

Da war das Meer.

Seine milden, erlauten Augen haleten erstaunt darauf. Freilich, als sie dann näher kamen, und er die zähen Wellen erkennen konnte, die sich schwer und schleppend, wie unter einem Druck bewegten, so ganz anders, als die lieblich plätschernde, kristallklare Quelle, die von Asaij hinab zu den Winterhürden ins Tal floß, da überfiel ihn ein noch stärkeres Gefühl des Grauens vor all diesem Säßlichen, Fremden als zuvor. Sogar das Wasser war kein Wasser hier! Unter seiner Delschicht glüberte es unheimlich in Regenbogenfarben und war doch grau und undurchsichtig wie etwas Festes. Der Anblick des schmutzigen Strandes, auf dem die ganze Welt ihren Stehricht ausgegühtet zu haben schien, die schwankenden Schiffe, der Wassergeschmack, der Geruch der Fische, des Teers, des Tauwerks, und ein Geruch vor allem, der alle anderen Gerüche beherrschte -- der Geruch des Naphtas, des Petroleums -- erregten ihm Uebelkeit. . . .

Und dann kam der andere Morgen, und Tigran fuhr mit Ambarzum nach Balachani, der Vorstadt von Baku, nach Balachani, ihrer Arbeitsstätte.

* * *

Baku ist dem jungen Bergflüchtling als der schrecklichste Ort erschienen, den es auf Erden geben kann. Aber nun sieht er Balachani. Und Balachani ist hundertmal schlimmer.

In Baku ist er nur ein widerwilliger Gast gewesen, hier aber soll er bleiben, bleiben und arbeiten.

Aber ist es nicht ein böser Traum, all dies Fremde, Unheimliche, Unbegreifliche, das um ihn herum ist, und das ihm alle Sinne empört? Warum sieht er keinen einzigen Baum? keinen Halm, keine Blume?

Warum ist die Erde durch eiserne Schienen zerschnitten, kreuz und quer? Warum klaffen überall im Boden die tiefen Wunden, in denen es wie stinkendes Blut steht? Warum ist der Himmel so grau? so voll von gelbem Dampf? Warum ist die Luft über ihm zerschnitten von Drähten und von Streifen Leders, die laufen und schnarren? Wo sind die Hände, die sie bewegen? Warum liegt es ihm so erstickend auf der Brust in dieser Fremde? Warum werden seine Ohren gequält von einem ewigen Rischen, Stampfen, Masseln? Was ist es, das all diese

fremden, ungeheuerlich aussehenden Dinge, gleich dickbäuchigen Stesseln und zackigen Mädem in schwindlig machender Bewegung erblickt? Und wozu bewegen sie sich so unaufhörlich, steigen auf, steigen ab, rollen vorwärts, stehen plötzlich still, rollen rückwärts und stehen wieder.

Diese schmutzigen grauen Vögel auf dem Stehrichtbaufen -- könnten das Kühner sein? Die Stimme des einen klang, wie wenn in Asaij ein Hahn kräht, aber dort glänzen die Hähne, in Gold und Purpurgestirben, hier sehen sie aus wie alles ringsum, Voden, Säuer, Menichen.

Ach die Menschen! Dort kommt einer auf sie zugegangen, schwarz, fettglänzend das ganze Gesicht, die Arme, die Hände; schwarzgrau, fettglänzend das grobe, weite Hemd, die groben, weiten, in die Stiefel gesteckten Hosen, die ein Strick zusammenhält. Und noch so einer und noch einer und wieder einer. Alle gleich, nur die Größe macht sie verschieden.

Ambarzum ruft einen an: „Wreditsch!“

Einer kommt heran und ruft: „Ambarzum!“

Wie kann Ambarzum seinen Freund erkennen, da doch alle gleich aussehen? Nur die Augen glänzen, und die weißen Zähne in den schwarzen Gesichtern.

Tigran erschrickt, jemand hat seinen Namen gerufen. Er sucht und sucht unter den schwarzen Gesichtern, die um sie herum stehen. Er unterscheidet keinen Bekannten.

Da, noch einmal: „Tigran!“

Einer ist heraugetreten, hat Tigran mit den schwarzen Händen um den Hals gefaßt, hat ihn mit seinem schmutzigen Bart übers Gesicht gelehrt, hat ihn mit heißen, starken Lippen geküßt.

Nun sind seine Augen Tigran ganz nah. Kann dies Simon sein? Der hübsche, eitle Simon, dem alle Mädchen nachsahen, wenn er in Asaij am Festtage erschien?

Tigran beginnt zu reden, eilig, fragend, überstürzt; zum ersten Male, seit er von daheim fort ist, tut er wirklich den Mund auf. Simon -- denn es ist Simon -- sieht ihm auf den Mund mit vorgestrecktem Kopf. Warum runzelt er die Brauen? Warum schüttelt er den Wollkopf? Warum antwortet er nicht, sondern zeigt auf seine Ohren mit beiden erhobenen Händen? Warum werden seine Augen trübe und fangen an zu fließen, daß weißliche Streifen seine schwarzen Backen überziehen? Tigran will sprechen, weiter erzählen, weiter fragen, aber die Worte kommen nicht bis auf die Lippen.

Sie sind auch schon alle fort, eine schrille Pfeife hat gekönt, da sind sie davon geklauen. Als letzter Simon, mit gesenktem Kopf.

Gleich darauf steht Tigran in einer Bude, Ambarzum kauft ein Hemd, ein Beinkleid, rohe Lederstiefel mit Schnürriemen. Die Arbeitskleider für Tigran. Hinter einer Schuppentür wird er sie anlegen, und morgen wird er sein wie einer von diesen, die ihn so erschreckt haben. Ebenso schwarz, ebenso beschmiert, ebenso starrtend von Erdpech, wie die anderen.

„Was wird die Mutter sagen, wenn ich so einer werde! Was wird Margit sagen! Wie wird sie über mich lachen.“

Tigran ist zur Arbeit gekleidet, seine Sab-feligkeiten stecken alle im bunten Sack; Sonntags wird er die Kleider von daheim anlegen, sagt Ambarzum. Und der Sack liegt auf einer hölzernen Britsche in einem Loch ohne Licht, wo noch mehr solcher Britschen stehen, dicht nebeneinander, eine lange Reihe. Dort wird er schlafen, unter dem dichten Fliegenschwarm.

(Fortsetzung folgt.)



RÄTSEL u. SPIELE

Kinderreigen. Eine Kindergruppe zeigt unser Bild, die einen Reigen tanzt. Eines der Mädchen steht inmitten des Kreises, den die anderen mit angefaßten Händen bilden. Sie drehen sich um sie und singen ein Lied, eine jener uns fast unverständlich gewordenen Volkswaisen, die sich von Urabne und Großmutter forterben und in engem Zusammenhange zu dem Reigenspiele stehen.

Von allen Kinderspielen ist bei uns zu Lande wohl keines verbreiteter, als jener sogenannte Ringelreigen, bei dem gesungen wird:

Ringel-Ringel-Rosenkranz,
Fuchschwanz,
Sah auf einer Weide,
Spann so klare Seide.
So klar
Wie ein Haar.
Hat gesponnen sieben Jahr,
Sieben Jahre um und um:
Schöne Jungfrau dreh' dich um!

Aber auch andere Lieder hört man mitunter, wie z. B. das folgende, das auch auf unser Bild Bezug haben dürfte, weil bei dem Spiel, zu dem dieses Lied gesungen wird, eines der Kinder in der Mitte des von den anderen gebildeten Kreises zu stehen hat. Ein außen um den Kreis herumlaufendes Kind fragt im Singsangton:

Ringel, Ringel, Tafe, ringen,
Wer sitzt in diesem Turme drinnen?

Die im Kreise Stehende, oder meist mit über den Kopf gezogenen Kocke Hochende, antwortet gleichfalls jugend:

Königs, Königs Töchterlein.

Die Herumgehende fragt darauf wieder:

Darf man sie auch anschauen?

Vor auf die im Kreise Hochende antwortet:

Nein, der Turm ist gar zu hoch,
Du mußt einen Stein abhauen.

Der Stein wird dadurch „abgehauen“, daß der Hochenden erst auf die eine und dann, nach erfolgtem zweiten Reigenzuge, auf die andere Hand geschlagen wird. Sie wird dadurch befreit und kann entfliehen. Alle suchen sie zu fassen. Wer sie fängt, wird an ihrer Stelle in den Turm, d. h. in den Kreis, gesperrt, und das Spiel beginnt darauf von neuem.

Wie die Suahelkinder spielen. Im allgemeinen spielen auch die Kinder der Neger genau so wie unsere Kinder: sie beschäftigen sich am liebsten mit den verfeinerten Nachbildungen derjenigen Gegenstände, die sie bei den Erwachsenen beobachten. So haben sie ihre Kalabassentrommeln, ihre Schiffe, ihre Klapper, ihre Kreisel und ihre Drachen. Fast alle Musikinstrumente der Erwachsenen werden im kleinen auch für Kinder angefertigt: eine einsaitige Geige, ein Holzflöte und eine Klarinette. Auch die Puppe fehlt den Suahelkindern nicht. Freilich ist ihre Form, wie H. Krauß in einem lehrreichen Artikel des „Globe“: „Spielzeug der Suahelkinder“ mitteilt, eine recht unvollkommene. Der Rumpf ist ein Holzzylinder, dessen eines Ende sich kegelförmig verbreitert. Drei kleine Höder, die sich auf der einen Seite dieses Zylinders befinden, sollen die Brustwarzen und den Nabel darstellen. Gesichtszüge trägt dieses Holzstück nicht, dafür aber eine aus Menschenhaaren angefertigte Perücke, die den Kopf vorstellen soll. Mit diesen Puppen spielen meist nur die kleinen Negermädchen; die Knaben widmen sich schon früh mit Miniaturkugeln, kleinen Schilden, Bogen und Pfeilen den Übungen mit der Waffe.

Mittelalterliches Spielzeug. Von den mittelalterlichen Spielzeugen, mit denen die damalige Jugend in Haus und Hof, in Stube und Kammer sich ihre Zeit vertrieb, ist uns nur wenig erhalten geblieben. Aus begreiflichen Gründen. Denn Spielzeug ist immer und überall ein gar zerbrechlich Ding gewesen, mit dem Kinderhände obendrein nicht gerade sorgsam umzugehen pflegten. Und so finden sich denn nur in wenigen Museen irgendwie beträchtliche Sammlungen, die über das in Frage kommende Gebiet Aufschluß geben könnten. Am reichlichsten mit solchem ausgestattet ist in Deutschland noch das germanische Museum in Nürnberg. Die übrigen, z. B. das schweizerische Landesmuseum in Zürich, enthalten hier und da zerstreut wohl Spielzeug, das jedoch unübersichtlich und zusammenhanglos aufgestellt ist.

Was dem Beschauer dieser mittelalterlichen Spielwaren bei einer Wanderung durch ein solches Museum, z. B. das Zürcherische, zunächst auffällt, ist die geringe Veränderung, die das Spielzeug in seinen grundlegenden Formen im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat. Und in der Tat ist das Spielzeug einer der konservativsten Gegenstände der Welt. Mit dem Ball, dem aus Ton geformten oder

aus Holz geschnittenem Tiere, mit der Puppe spielten schon die Kinder der alten Ägypter. Kannten jene doch nicht nur Tiere mit beweglichen Gliedern, z. B. Krokodile mit beweglichem Nacken, sondern auch schon die langhaarige, bewegliche Gliederpuppe, die in der verschiedensten Aufmachung, teils als nubiische Wärterin, teils als vornehme Ägypterin erscheint. Ebenso war der Strampelnde, bewegliche Hampelmann in den verschiedensten Variationen jenen nicht unbekannt.

Auch das mittelalterliche Spielzeug bietet im wesentlichen nur Altbekanntes. Da ist der aus Leder gefertigte Ball für die Mädchen, der Reif und vor allem die Puppe. Und die Puppenfabrikation des Mittelalters kann sich wohl sehen lassen, nicht nur was Größe, sondern auch was Ausstattung der gefertigten Puppen anbetrifft. Sind auch deren Köpfe für unseren heutigen Geschmack etwas zu ausdruckslos gearbeitet, zumal die späteren aus Porzellan, die Sorgfalt und Reichhaltigkeit, mit der sie gekleidet sind, läßt nichts zu wünschen übrig. Und wie immer, spiegelt auch damals die Puppe die herrschende Modedirichtung und damit die Vorschriften der mittelalterlichen Kleiderordnungen getreulich wieder. Da erscheint die Dame vom Adel, die städtische Patrizier- und Handwerkerfrau, besonders vielfeilig aber die Bäuerin in den speziellen Landestrachten in genauester Wiedergabe. Die Fabrikation von Puppen bildete übrigens frühzeitig einen besonderen Zweig der mittelalterlichen Handwerks-tätigkeit. Denn schon im 13. Jahrhundert gab es in Nürnberg, dem Sitze des damaligen Spielwarenhandels („Nürnberger Land“ fehlte auf keiner der damaligen Messen), das Gewerbe der Doden- (Puppen)macher, ein Zeichen, wie begehrt der Artikel „Puppe“ schon damals war.

Zu der Puppe gehörte die Puppenstube, in den erhaltenen Exemplaren mit der ganzen Handwerkszierlichkeit des Mittelalters gearbeitet. Sie sind auf das reichste ausgestattet mit zierlichen Renaissanceornamenten des 15./16. Jahrhunderts, mit kunstvoll gearbeiteten kleinen Trüben, breiten, schweren Miniaturbetten, Wandschränken usw., und so wenig wie der Ofen fehlt die aqua manile.

Etwas spezifisch mittelalterliches ist das heute als Spielzeug vollständig aus der Mode gekommene Puppenhaus. Diese Puppenhäuser, die genaue Nachahmung der Nürnberger, Augsburger, Züricher Patrizierhäuser, zeigten im offenen Querschnitt mehrere Stockwerke übereinander die ganze Einrichtung eines solchen Originalhauses vom Keller bis zum Boden. Das ganze Puppenhaus konnte durch Flügelklappen etagenweis abgeschlossen werden, für gewöhnlich schützte eine Glascheibe das kostbare Spielzeug vor Staub und Unreinlichkeit. Mit diesen Puppenhäusern trieb das Mittelalter eine unsinnige Verschwendung und wahrhafte Prunkstücke solcher sind uns überkommen. Im Frankfurter Museum z. B. befindet sich ein solches Puppenhaus, ursprünglich der dortigen Patrizierfamilie Gontard gehörig, dessen Geschirz und Gerät aus Silber gearbeitet sind.

Wie eine mittelalterliche Küche und deren Einrichtung aussah, kann man aus den vorhandenen Puppenküchen ersehen. Die meisten der uns überkommenen sind von bedeutender Größe und mit Hunderten von Zinngeräten, Tellern, Schüsseln, Näpfen, Kannen usw. ausgerüstet. Der Herd ist teils der offene Feuerherd des 14./15. Jahrhunderts, über dem die Töpfe an Ketten hingen und dessen Rauch ungehindert die Küche füllte, teils aus dem 16./17. Jahrhundert stammend, der breite, fast den vierten Teil der Küche füllende Kaminherd, dessen Rauchabzug wie eine Haube den Herd deckte.

Recht zahlreich als Mädchenpielzeug ist die Puppentruhe vertreten. Und zwar in den verschiedensten Ausführungen, dem Klassen und Klassenmilieu der Väter entsprechend. Jene derbe, plumpe Wiege, die der bäuerliche Vater seinem Kinde als Spielzeug einst selbst geschnitzte, das Miniaturkonterfei des Familienoriginals, deren ganzer Schmuck in einer bunten, grellen Malerei besteht, und jene andere, die Kunstschmiedarbeit eines mittelalterlichen Holzbildhauers, der die arabeskenverzerrte, durchbrochene Puppentruhe für die Patrizierkinder gefertigt, und deren Wäscheausstattung eine kunstfertige, über müßige Zeit verfügende Mutter mit feiner, buntfarbiger Leinwanderei schmückte.

Wie bei den Mädchen zeigt auch das erhaltene Spielzeug der mittelalterlichen Knaben denselben konservativen Zug. Der Knabe von damals ritt auf einem Stedenpferde oder einem roh geschnittenen, auf Knien ruhenden Schaukelpferde. Tiere als Spielzeug scheinen auch damals außerordentlich beliebt gewesen zu sein. 1691 erhält z. B. der kleine Nürnberger Baumgärtner von seinen Eltern „ein Kleins pferdla“, und Fischart beschreibt in seinem „Gargantua“ dessen Spieltierpark „so macht man

ihm schöne große Pferd von Holz, er schnittelt ihm auch von ein großen Balken und Schlaffen ein Nubianisch Pferd zum jagen, darnach ein zu dem Trotbaum zum täglichen Brauch. Auch von einer Schwarzwäldischen Tannen und Goltzischen Weiberbaum zwey Mantthier sampt dem Sattel, für die lange weil damit umzuspacieren im der Stuben und Kammer“.

Neben dem Pferde fehlt nicht die Arche Noah, der Pferdestall, der Frachtwagen, ebenso wenig die Miniaturfenerspritze, wohl Nürnberger Arbeit des 16. Jahrhunderts, wie auch der Miniaturpostwagen des 17. Jahrhunderts.

Daß die Kriegswaffen des Mittelalters sich im verkleinerten Maßstabe als Spielzeug in den Händen der Knaben finden, ist natürlich. Denn das Spielzeug widerspiegelt ja immer und bei allen Völkern das die Kinder zurzeit umgebende Kultur- und Wirtschaftsleben. Daher spielte der damalige Bürgerknabe mit Schieß und Lanze „Tournoi“, während der gleichaltrige Ritterknabe sich schon mit einem wirklichen kleinen Karussell schmückte, wie die Kinderharnische beweisen, die sich z. B. im historischen Museum zu Dresden befinden. Konnte dann halbwegs der mittelalterliche Knabe eine kleine Armbrust spannen, so erhielt er auch eine solche als Spielzeug zum Geschenk, wie denn 1691 der kleine Baumgärtner „ein bagelgün oder klein armbrust“ erhält.

Ebenso wie die Miniaturwaffen waren auch die in Blei, Knochen, Eisenblei oder Holz nachgebildeten und geschnittenen Ritter oder Soldaten als Kinder-spielzeug beliebt. Schon in den Tafeln zur Heraldik von Landsperg sehen wir an einem vierbeinigen Tische einen Knaben und ein Mädchen, welche zwei etwa ellenlange Ritter mit Schieß, Helm und Schwert vor sich haben, die durch zwei Fäden in Bewegung gegeneinander gesetzt werden. Das vierte Blatt des Weiskunig zeigt uns ein ähnliches Spielzeug, zwei kleinere geharnischte Ritter auf gepanzerten Pferden, die mit eingelegten Lanzen auf einander losgezogen werden. Der kleine Florines, Sohn des Gaspard de Coligny, erhielt von seinem Vater Eisenbeinssoldaten zum Geschenk, mit denen er angeblich schon in seinem dritten Jahre ein ganzes Regiment nach allen Regeln der damaligen Kunst mustern konnte.

Eine ganze Reihe mittelalterlicher Spielwaren lernen wir übrigens nur durch Aufzeichnungen der damaligen Zeit kennen.

So spielen im „Buch von Weinsberg“ z. B. die Knaben „mit dem topp“ (dem Holzkreisel), „den loite (Knöchel, Würfel) umb omnian (Dumme, Knicker), andere, umb feder, remen, lechpennel“ (Zahlpfeumige). Fischart erzählt uns in seiner „Geschichtsklitterung“, wie sich die Knaben mit dem Glasrohr, dem Schiffschen aus Papier und mit dem „flinderlestecker, fornen daran ein Windspiel“, amüsierten.

Rätselsprung.

und	mehr	da	eins,	Klau-	sein	und
hat	Scheu	Geld	und	e-	stah	bi-
als	Chr;	Zit	M.	us.	tun	del
schöpf	man	sein	Recht	gut,	Von	mit
Und	gu-	und	keins.	und	man	stah
im-	Ge-	Mut	de	her,	tet	stolz
ten	Freu-	mer	fürch-	ist	um	Und

Lösung des Punkt-Ausfüllrätsels.

S a n f r a n c o i s c o
A l o x a n d r o w o
N a e h t i g a l l
F r i e d r i c h
R a b e l a i s
A n s b a c h
N e v a n
C e d o r
I l s o
S i r
C a

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!